

# **Honigkirschen**

**Entfaltung leiser Zuneigung**

**Klaus Michael Oberrainer**

**Roman**

Zum Autor:

Klaus Michael Oberrainer, geboren in Österreich (Lind im Drautal), lebt in München. Veröffentlichungen von Textfragmenten in diversen Literaturzeitschriften. In Buchform erschienen sind der Roman „**Die Salzwüste**“ und eine Sammlung von Kurzgeschichten mit dem Titel „**Das Muttermal auf der Haut der Einsamkeit**“.

© 2025 Klaus Michael Oberrainer

1. Auflage

Illustration: Klaus Michael Oberrainer

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Groöbebersdorf

Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

Besuche uns online



ISBN Softcover: 978-3-99181-685-9

ISBN E-Book: 978-3-99181-694-2



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Sieglinde

## Inhaltsverzeichnis

1 - EIN TAG IM APRIL	7
2 - HERR X	12
3 - BEGEGNUNG IM PARK	22
4 - SINNSUCHE	34
5 - HOFFNUNGSSCHIMMER	39
6 - DAVID ZUCKERKANDL	49
7 – TAO TANIDA	64
8 – WANDEL	74
9 – NAGOYA	85
10 – DIE BILDER	103
11 – BESUCH	115
12 – PROBLEMBOY	126
13 – OFFENLEGUNG	136
14 – TOKYO	148
15 – DAVID ZUCKERKANDL	162
16 – ALLEINGANG	174
17 – NAGOYA	186
18 – IN DER SCHWEBE	196
19 – MEER UND KÜSTE	204
20 – WURZELN	211



Die **Entfaltung leiser Zuneigung** wird manchmal durch das Auftreten von Nichtigkeiten durchkreuzt. Man könnte fast meinen, das Schicksal hat seltsame Diener angestellt, die sich damit beschäftigen, harmlose Gegenmaßnahmen zu ergreifen, damit es uns nur ja nicht zu geht auf dieser Welt.



## 1 - Ein Tag im April

Am 2. April vor einem Jahr, nahm das Leben von David Zuckerkandl, an einem ganz gewöhnlichen Nachmittag, gegen 15:30 Uhr, eine unglückliche Wendung. Man kann sagen, dieser Tag markiert den Anfang einer zähen, ungemein schwierigen Phase im Dasein dieses an sich ruhigen, bodenständigen Mannes. Er ist der Ausgangspunkt jener Geschehnisse, die hier nun ausführlich erzählt werden sollen. Er liegt in der Mitte zwischen den beiden Polen, die da sind, einmal zur rechten Hand, das Paradies, und einmal zur linken Hand, die Hölle. David Zuckerkandl durfte sich bei der Richtung, die er nach diesem Tag für seinen weiteren Weg einschlug, also auf keinen Fall irren. Da sich die meisten Ereignisse nicht wieder ungeschehen machen lassen, insbesondere all jene Ereignisse, die der Vergangenheit angehören, wird dieser Tag für immer derjenige bleiben, der unter vielen anderen sich ähnelnden Tagen herausragt, wie ein Peitschenhieb zwischen unzähligen sanften Berührungen.

David Zuckerkandl kam an diesem Nachmittag aus einer Münchner Kunstgalerie und ging behäbig auf dem Bürgersteig dahin, in Richtung nächstgelegener U-Bahnstation. Es war zu sehen, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Sein Gang war schwankend, es wirkte, als wäre er betrunken, oder zumindest angeheitert. Doch er hatte an diesem Tag bis zu dieser Stunde, noch keinen Tropfen Alkohol angerührt. Schon in der Galerie, als er in der Betrachtung eines großformatigen Bildes längere Zeit ausharrte, verspürte er einen Anfall von Schwindel. Nicht länger als fünf Sekunden dauerte dieser seltsame, ungekannte Zustand an, dann legte er sich wieder, wie ein Wind in der Savanne, der ebenso abrupt endet, wie er einsetzt. Für Zuckerkandl war dies ein Zwischenfall gewesen, von dem er sich (vermeintlich) sofort wieder erholte. Doch während dieser fünf Sekunden, in denen ihm schwammig zumute war, kam er sich tatsächlich vor wie ein

Boxer im Ring, der nach einem Schlag seines Kontrahenten schlaff in den Seilen hängt. Dass ihm in diesem Moment der Boden unter den Füßen entglitt, als wäre sein Herz stehen geblieben, versetzte ihm einen gehörigen Schock. Dieses Gefühl körperlicher Taubheit, welches zeitgleich auch eine Art Lähmung der Gedanken herbeiführte, beschrieb er später als *freien Fall*. Als hätte ihn jemand unsanft vom Dach eines Hochhauses gestoßen.

Draußen auf dem Gehsteig wiederholte sich dann dieser merkwürdige Schwindelanfall, ihm wurde schwarz vor Augen und dann ging das Licht um ihn herum schließlich komplett aus. Er setzte taumelnd einen Fuß vor den anderen, doch ohne, dass ihm diese Bewegungen seiner Glieder noch ins Bewusstsein drangen. Er bewegte sich ungelenk, wie ein ferngesteuerter Roboter. Die warme Luft, die ihn, als er ins Freie getreten war, noch freundlich willkommen heißen hatte, stemmte sich ihm nun wie ein bleierner Vorhang entgegen. Selbst der blaue Himmel, der sich leicht und schwebend über ihn aufspannte, senkte sich plötzlich und unnachgiebig auf seine Schultern nieder und zwang ihn damit endgültig in die Knie. Die Last, die von allen Seiten auf ihn einwirkte, wog nach seiner Auffassung *unglaubliche Tonnen*. Er erreichte den Abgang zur U-Bahnstation nicht mehr, denn er brach mitten auf dem Bürgersteig zusammen.

Am helllichten Tag, noch dazu in einer belebten Stadt wie München, geschieht derartiges zum Glück nicht unbemerkt. Zwei, drei Passanten, vor dessen Augen sich dieser Vorfall unmittelbar zutrug, kümmerten sich sofort um Zuckermandl. Eine Person rief die Rettung, während eine andere, eine weibliche, den Zusammengesackten in Seitenlage brachte. Von all dem bemerkte Zuckermandl jedoch nichts. Er kam erst im Krankenhaus wieder zu sich, nach zwei Tagen und zwei Nächten. Die Diagnose, mit der man in weiterer Folge David Zuckermandl, den Kunstmaler, aus dem Münchner Stadtteil Nymphenburg

konfrontierte, war schlicht gesagt, alles andere als ermutigend. Sie war, insbesondere für einen Mann, der bis dahin als gesund galt, geradezu niederschmetternd, um ehrlich zu sein. Wie man feststellte, litt Zuckerkandl unter einer seltenen Degenerierung der rechten Gehirnhälfte. Diese Erkrankung war zum gegenwärtigen Zeitpunkt medizinisch nicht heilbar, hieß es. Falls sie weiter fortschritt, und davon war ohne Zweifel auszugehen, würde sie ihn zunehmend körperlich lähmen und in geistiger Hinsicht beeinträchtigen. Des Malers Lebenserwartung lag im besten Fall bei maximal zehn Jahren, im schlechtesten Fall bei zwei Jahren, wurde ihm schonungslos mitgeteilt.

„Sie werden leider jemanden brauchen, der sie in Zukunft bei den alltäglichen Verrichtungen ihrer Lebensführung unterstützt, Herr Zuckerkandl. Anfangs noch in geringerem Ausmaß, späterhin jedoch immer mehr.“, teilte ihm ein recht junger Arzt mit.

Dem überrumpelten Maler fiel nicht ein, was in diesem kurzen Zeitraum zwischen dem Verlassen der Galerie und seinem Zusammenbruch tatsächlich mit ihm geschehen war. An was er sich erinnerte, war lediglich, dass er den Bürgerssteig der Leopoldstraße wie in Trance entlanggegangen war. In seinem Rücken lag das Siegestor, ein dreitoriger Triumphbogen, dessen großer Bruder, der Konstantinbogen in Rom zu bestaunen ist. Die Leopoldstraße ist eine breitangelegte Prachtstraße, die von einer Pappelallee gesäumt wird. In den zahlreichen Cafés, die sich dort, in der Nähe der Universität aneinanderreihen, in einer Häufung von Pusteln auf der Haut eines Masernpatienten, hat sich der Maler gelegentlich aufgehalten, um mit jungen kunstaffinen Studenten ins Gespräch zu gehen. Die kurzen Erinnerungsfetzen, die vor Zuckerkandls Augen aufblitzten, waren allesamt tonlos. Er sah ein paar Autos, die wie in einem Stummfilm an ihm vorbeifuhren, ohne jedes Geräusch. Ihre Motoren liefen nicht, doch die Autos schwebten über den Asphalt dahin, wie

Raketen, die schwerelos durch den Weltraum gleiten. War dies ein kleiner Vorgeschmack auf das, was ihn in der Zukunft erwartete? Er wagte nicht den Arzt danach zu fragen. Er war sich auch ohne Beantwortung dieser Frage durch einen Mediziner sicher, dass sich Aussetzer dieser Art in Zukunft häufig wiederholen würden.

Die Zeit ließ sich nicht zurückdrehen. Was geschehen war, ließ sich im Nachhinein ebenso wenig korrigieren, wie alles, was ein Schüler während der Prüfung in sein Aufgabenheft schreibt. Die Frage, ob es denn einen Unterschied gemacht hätte, wenn der Maler an diesem Tag seine Wohnung nicht verlassen und stattdessen in seinem Atelier geblieben wäre, um zu arbeiten, war diskussionswürdig – doch wer sollte sie ihm je darauf eine Antwort geben können?

Zuckerkandl wurde nach einer Woche, nach zahlreichen weiteren Untersuchungen, aus dem Krankenhaus entlassen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen ließen keinen Zweifel an der einmal gestellten Diagnose zu. Er kehrte in seine Wohnung zurück. Als er aufsperrte und eintrat, blickte er sich in seinen eigenen vier Wänden um, mit einem Gefühl von Fremdheit. Jeder einzelne Gegenstand erinnerte ihn an sein Leben vor dem Unglücktag, doch zugleich kam ihm vor, dass er zum ersten Mal hier sei. Es ist für ihn nicht der sprichwörtliche zweite Geburtstag, von dem so oft in Romanen gesprochen wird, aber doch eine Art Neustart. Die Wohnung, die ihm gehört, befindet sich an der Ecke der Tizianstraße zur Stievestraße. Sie liegt im ersten Stock eines unauffälligen Gebäudes, hat insgesamt an die Hundertzwanzig Quadratmeter – das geräumige Atelier bereits miteingerechnet. Fast alle Wohnräume weisen hohe Fensterelemente auf, tagsüber durchflutet sie also helles Licht, zudem fügt sich an Küche und Wohnzimmer eine große Terrasse an, auf der sich Zuckerkandl an warmen Tagen gerne aufhält. Das Nymphenburger Schloss mit seinem weitläufigen Schlossgarten ist zu Fuß

vom Haus in nur wenigen Minuten erreichbar. Das Schloss und der Garten ist ein Münchner Touristenmagnet. Napoleon hat einmal nach einer siegreichen Schlacht in einem der zahlreichen Zimmer der Anlage genächtigt, er schlenderte durch den dahinterliegenden Garten, der heute noch immer so aussieht wie damals, als ihn Frankreichs Kaiser mit seinen kleinen Schritten durchmaß. Nicht an vielen Orten ist Geschichte so gegenwärtig und unmittelbar spürbar wie hier. David war ein eifriger Spaziergänger, durch die Lage seiner Wohnung ist es nicht verwunderlich, dass er hier auf dem Gelände des Schlosses beinahe täglich zu sehen war, während er stumm seine einsamen Runden drehte. Er wanderte durch den Garten, durch die Waldstücke im Schatten der mächtigen Bäume, oder wenn er Lust und Laune hatte, entlang des künstlichen Wasserkanals bis hinaus zur Blütenburg. Die Eindrücke, die ihm die Landschaft vermittelten, inspirierten und motivierten ihn vielfach zu seinen Werken.

Unter den Künstlern gibt es jene, die immerzu Menschen um sich haben müssen, an denen sie sich reiben und erproben können. Das ist für sie eine Notwendigkeit, um sich selbst intensiver zu spüren. Und es gibt die anderen, die sich aus der Gesellschaft zurückziehen, sobald sie ein neues Werk erschaffen wollen. Sie müssen allein sein, fast einsam, um kreativ zu bleiben. Sie benötigen absolute Stille um sich herum, sie wollen in sich hineinhören, ungefiltert das Rauschen des eigenen Blutes vernehmen. Sie halten sich eine Muschel ans Ohr und schon hören sie darin das entfernte Rauschen des Meeres. Manche Menschen hegen eine zärtliche Zuneigung zu Blumen, sie kümmern sich oft in übertriebener Weise um Pflanzen aller Art, geradeso wie Mütter ihre noch unterentwickelten Kinder umsorgen. David Zuckerkandl pflegt in seinen Räumen auf diese Weise seine Einsamkeit. Es ist eine freiwillige Einsamkeit, die er sich auferlegt hat, um ungestört seine Kunst ausüben zu können. Diese eremitische Abgesondertheit verteidigt er gleich einem Mönch, der Wärter eines bedeutenden Heiligtums ist.

Für einen Künstler stellen Beziehungen Gefahrenquellen dar, die zu Abhängigkeiten führen können. Normale Menschen streben danach, sich emotional an andere Menschen zu binden. Aber ein Künstler, der sich außerhalb der gesellschaftlichen Normen bewegen muss, um sich völlig freigestellt von gewissen Verpflichtungen entfalten zu können, kann sich dies nicht leisten. Ein Kunschtschaffender, der in Abhängigkeiten gerät, errichtet sich selbst jenen Scheiterhaufen, auf dem alle seine Ideen wie Zunder verbrennen und damit verloren gehen würden. Alles, was er hervorbringt, wird danach ohne Bedeutung bleiben, die Wirkung seiner Werke nicht von Dauer sein, sondern rasch in der Atmosphäre verpuffen, wie jene Sterne, die in einem schwarzen Loch verschwinden. Zuckerkandl hat sich eingeeigelt, er hat

folglich niemanden, mit dem er sich jetzt besprechen sollte, er braucht die veränderte Situation niemanden mitzuteilen. Dies betrachtet er als eine besondere Erleichterung. Er ist froh, dass im Augenblick niemand auf der Welt von seinem Gesundheitszustand erfahren wird. So kann er die Verantwortung über sein Dasein weiterhin selbst tragen, solange dies eben möglich ist.

Tatsache ist aber auch, dass er - laut Ärzteschaft - die gewohnten Automatismen seines Künstlerlebens nicht auf Dauer beibehalten wird können. Doch wie stets bei äußerst selten auftretenden Krankheiten, verlegen sich die Mediziner in ihrer Not gerne auf das Kaffeesatzlesen. Ohne fundierte Forschungsberichte tapen nämlich selbst die größten Koryphäen im Dunkeln herum. Sie verlegen sich dann auf die windigen Methoden, die fragwürdige Leute entwickelt haben, um damit Horoskope zu erstellen. Muss man ihnen glauben, was sie über die Zukunft sagen? Ein kümmerlicher Rest Hoffnung bleibt, dass sich die Ärzte in seinem Fall doch irren, sagt sich der Maler. Allerdings, falls sie recht behalten sollten, und sich ihre schlimmsten Prognosen doch bewahrheiten sollten, dann bedeutet dies, dass er es zukünftig einer fremden Person gestatten musste, ihn in seiner Höhle aufzusuchen, in der er bisher, wie das einsamste Tier völlig unbehelligt von der Außenwelt sein Dasein fristen konnte. Zumindest stundenweise muss er dann die Gegenwart eines anderen Menschen an seiner Seite über sich ergehen lassen. Was es heißt, ein wirklicher Pflegefall zu werden, das will er sich erst gar nicht ausmalen. Zuckermandl nimmt sich vor, es niemals so weit kommen zu lassen. Er ist entschlossen, in jedem Fall die Notbremse zu ziehen, sollte sich am Horizont nur der leiseste Schimmer zeigen, der darauf hindeutet, dass seine Fähigkeiten sich in Würde bewegen oder sich mit anderen Leuten unterhalten zu können, abnehmen. Er ist gewillt, rechtzeitig geeignete Maßnahmen zu ergreifen, die verhindern, dass er sich in ein hilfloses Kind zurückverwandelt.

Die ersten Tage nach dem Krankenhausaufenthalt ist er im Großen und Ganzen beschwerdefrei, Schwindelanfälle bleiben aus. Er wird unvorsichtig, verzichtet darauf, die Kapseln, die ihm verschrieben worden sind, einzunehmen. Er hat wieder normalen Appetit, geht wie früher im Schlossgarten spazieren, sieht fern, liest die Zeitungen. Das alles erleichtert ihn und er setzt eines Morgens die Arbeit an einem zwei-mal-zwei-Meter großen Bild fort, welches er noch vor dem 2. April begann. Doch es dauert daraufhin nicht lange und der Alptraum kehrt zurück. Es erwischt ihn erneut der *Hammer* -ein Knockout. Zuckerkandl hat nach dem Vorfall wiederum keine Erinnerung daran, was eigentlich mit ihm geschah, er erwacht Stunden später in seinem Atelier, in das er unbeschwert gegangen war, um zu malen. Er findet sich auf dem Boden liegend wieder, zwischen Staffelei und geöffneten Farbkübeln. Er hat keine Erklärung dafür, wie er in diese Position gekommen ist, keine Erinnerung daran, ob er gestürzt ist oder sich einfach auf dem Boden gelegt hat. Sein Kopf schmerzt, er sieht seine Umgebung verschwommen. Er atmet ein paar Mal tief durch und die Symptome klingen allmählich ab. Er blickt auf die Uhr und schätzt, dass er ungefähr für die Dauer von zwei Stunden hier gelegen sein muss. Von diesem Zeitpunkt an, nennt er seine Krankheit in Gedanken nur noch *Herrn X*, oder *den Virtuosen*. Er spricht sogar mit ihm: „Herr X, du hast mich lieb grüßen lassen? Hast du gefürchtet, ich könnte dich vergessen? Nein, das tue ich nicht, lass dich nicht von mir täuschen. Ach, und die Blumen da drüben, kommen die von dir? Oh ja, die sind wirklich schön, aber mir gefallen sie trotzdem nicht! Also bitte mach mir den Gefallen und nimm sie wieder mit, ja? Ich bin nämlich kein Freund von Wohnungsblumen, mir sind die echten, die draußen in der Natur aus dem Boden wachsen, viel lieber.“

Da sich Zuckerkandl noch längere Zeit etwas unwohl fühlt, sieht er ein, dass er endlich handeln muss. Er fürchtet, dass ihm etwas Ähnliches wie vorhin, wieder passieren könnte. *Wie*

*hilflos ich war!* Er sieht sich selbst aus der Perspektive eines fliegenden Vogels, sieht, wie er ausgestreckt, ein jämmerliches Bild abgebend, am Boden festklebt. In einem Zustand, der wie tiefer, schwerer Schlaf ist, und aus dem er vielleicht schon beim nächsten Mal nicht wieder erwachen wird. Dies ist der Tag, an dem er die Nummer des ärztlichen Dienstes wählt und der Dame am anderen Ende der Leitung seine noch kurze Krankengeschichte schildert. Es beruhigt ihn zu hören, dass man ihm ohne weiteres eine erfahrene Pflegerin zuteilt, die schon morgen bei ihm erscheinen soll. Er hat nicht erwartet, dass ihm so rasch und widerstandlos und unbürokratisch Hilfe angeboten wird. Nach diesem Telefonat geht es ihm gleich besser, und abends, als er sich ins Bett legt, fühlt er sich einigermaßen gut.

Der Kunstmaler verbringt eine Nacht, in der er relativ gut schläft. Zwischendurch lassen ihn jedoch ungute Traumszenen hochschießen, die ihn rätseln lassen, was sie ihm sagen sollen. Als er dann morgens, am 2. Mai, gegen halb acht aufwacht, hat er, wie so häufig, alles, was er träumte, schon wieder vollkommen vergessen. Er geht auf die Terrasse, stellt fest, dass der Himmel blau ist und die Temperaturen angenehm. Er bereitet sich in der Küche ein kräftiges Frühstück zu und packt kurzerhand alles nach draußen auf die Terrasse, samt duftendem Kaffee. Während er frühstückt, genießt er die wärmer werdenden Sonnenstrahlen, sowie die Lektüre von SZ und FAZ. Als es klingelt, erhebt sich Zuckermandl, geht zur Tür und öffnet sie. Es ist die versprochene Pflegerin, die der ärztliche Dienst zu ihm beorderte. Mit deren Erscheinen hat der Kunstmaler *nicht so früh* gerechnet. Sie stellt sich als S. (Susanne Siedler) vor. Diese Dame ist nicht gerade das, was man rasch als *Augenweide* bezeichnet. Zuckermandl hat sich vorab keine Gedanken darüber gemacht, wie die Frauen aussehen könnten, die heutzutage als Hauspflegekräfte eingesetzt werden. Die Frau, die vor ihm steht, ist etwas mollig und vermutlich in seinem Alter. Sie wirkt

schwerfällig, dennoch körperlich robust. Sie hat die Haare streng nach hinten frisiert, als wäre dies eine Vorschrift, die sie sehr ernst nimmt. Das alles lässt auf einen langweiligen Charakter und ein einfältiges Gemüt schließen. Ihr Gesicht weist etliche hässliche Pickel auf, wie bei einer pubertierenden Fünfzehnjährigen. S. legt offenbar wenig Wert auf ihr äußeres Erscheinungsbild, jedenfalls hat sie heute Morgen wenig Zeit darauf verwendet, sich ansehnlich zu präparieren, denkt der Maler. Dass der Pflegerin jede weibliche Ausstrahlung fehlt, ist für Zucker кандl enttäuschend. Er hat in früheren Jahren etliche Frauen portraitiert, die eine unvergleichliche Wärme ausstrahlten, ihre Schönheit war jederzeit im Stande das Eis am Nordpol zum Schmelzen zu bringen. Der Anblick von S. lässt dagegen das Blut in seinen Adern augenblicklich gefrieren. Ein kalter Schauer des Ekels huscht über seinen Rücken. Er würde die Pflegekraft am liebsten unverzüglich wieder fortschicken, aber aus Höflichkeit bittet er S. dennoch herein.

S. folgt dem Maler durch die Küche bis hinaus auf die Terrasse. Die beiden setzen sich an den Tisch. Zucker кандl bietet der Pflegerin an, sich von den Köstlichkeiten, die sich vor ihr auf dem Tablett befinden, nach Belieben zu bedienen. Sie lehnt beinahe angewidert ab. Ihre Begründung lautet, bereits gefrühstückt zu haben. Auch wenn dies schon ein paar Stunden her sei, könne sie gegenwärtig noch nichts zu sich nehmen. Sie lässt sich zumindest dazu überreden, sich eine Tasse Kaffee einschenken zu lassen. Sie wartet keine halbe Minute, um einen Stapel Papierbögen aus ihrer bauchigen Dokortasche hervorzuziehen. Sie legt die Blätter vor sich auf dem Tisch ab, nimmt einen Kugelschreiber zur Hand und sagt: „Ich würde ihnen gerne einige Fragen stellen, Herr Zucker кандl. Es bietet sich an, dass ich das jetzt gleich mache. Ist ihnen das recht?“

S. war eine Streberin, was sie nicht abqualifizierte, natürlich nicht. Bestimmt gehörte sie zu den Besten ihres Fachs. Der

Maler hätte sich darüber freuen müssen, tat es aber nicht. Personen, die einen streberhaften Charakter hatten, fand er noch nie sonderlich liebenswert.

„Ja, fragen sie ruhig. Das gehört bestimmt zu ihrer Routine.“

„Routine? Ich bitte sie, dieses Verfahren nennt sich Anamnese. Ich erwarte mir von meinen Patienten, dass sie kooperativ mit mir zusammenarbeiten. Jeder Prozess startet mit einer ausführlichen Erhebung des Ist-Zustands.“

„Selbstverständlich, ich wollte nicht ... Machen sie nur. Ich bin ganz Ohr.“

Sie stellt nun Fragen, die sie von den Formularen nacheinander abliest. Wie ein Roboter setzt sie nach jeder Antwort Zuckerkandls ein Kreuz in eine der vorgedruckten Spalten auf dem Papier. Sie erkundigt sich nach seinen Medikamenten, seiner Ernährung, seinen Schlafgewohnheiten, nach früheren Erkrankungen, nach gegenwärtigen Symptomen, nach Krankheiten Familienangehöriger. Den meisten Raum nehmen die Fragen zu seinen Lebensgewohnheiten ein. Zuckerkandl kommt sich zunehmend wie ein Schüler vor, der wegen eines Vergehens zum Direktor zitiert worden ist und diesem nun Rede und Antwort zu stehen hat. Nach einer halbstündigen Befragung, während der S. nicht ein einziges Mal nach ihrer Kaffeetasse gegriffen hat, ist es der Maler leid, dieses Spiel fortzusetzen. S. ist so vertieft in der Abarbeitung des Fragenkatalogs, dass sie darüber völlig vergisst, ihren Blick gelegentlich zu heben, um in das Gesicht des Patienten zu blicken. Das spricht nicht gerade dafür, dass sie mit einer Menge Empathie ausgestattet ist.

„Wie oft stehen sie nachts auf, um zur Toilette zu gehen?“

Dieser Frage bringt Zuckerkandl zum Lachen, er kriegt sich nun fast nicht mehr ein. S. starrt ihn mit ihren durchdringenden Augen an, sie zieht ihre Augen zu einem Spalt zusammen. Genauso verkniffen blickte sie drein, als er ihr vorhin die Tür öffnete. Ihr Gesichtsausdruck, der ohnehin dem eines traurigen

Fisches ähnelt - ihre Mundwinkel hängen ständig nach unten - verändert sich gefährlich. Sie sieht jetzt sehr verärgert aus, aber auch dies erheitert den Maler und er lacht von neuem los.

„Was finden sie denn so komisch mein Herr?“

Nun gelingt es Zuckerkandl zum Glück sich wieder zu beruhigen. Zumindest versucht er nun ernst zu wirken. „Entschuldigen sie. Es tut mir leid, Frau S. Ich weiß auch nicht, was das eben war. So leid es mir tut, ich muss ihnen leider sagen, dass ich mich eben dazu entschlossen habe, noch eine Weile allein zu bleiben. Ich denke, ich kann mein Leben bestimmt auch in Zukunft ohne Hilfe bewerkstelligen. Das ist mir in diesem Moment klar geworden. Verstehen sie das bitte nicht falsch, sie können nichts dafür.“

„Wie sie meinen Herr Zuckerkandl. Ich werde leider Meldung über ihren Sinneswandel machen müssen. Ich werde einen Bericht verfassen, der sehr genau ihre ablehnende Haltung gegenüber häuslicher Pflege zum Ausdruck bringen wird.“

S. erhebt sich und es ist dabei all ihren Bewegungen anzusehen, dass sie sich von Zuckerkandls Benehmen persönlich angegriffen fühlt. Sie wirkt wie ein Staubsaugerverkäufer, den man, ohne ihn richtig angehört zu haben, wieder wegschickt. Als S. gegangen ist, atmet der Maler erleichtert auf.

Er räumt den Tisch auf der Terrasse ab und begibt sich gut gelaunt und voller Tatendrang in sein Atelier. Sobald er einen Pinsel in die Hand nimmt, befindet er sich schon an einem anderen Ort. Sobald er Farben auf eine Leinwand bringt, überschreitet er eine imaginäre Grenze und die reale Welt liegt meilenweit hinter ihm. Es gibt keinen schöneren Platz als den, den sich Menschen mittels ihrer Fantasie errichten. Ein Künstler lebt, wenn er sich von seinem Schaffensdrang völlig fortreißen lässt, in einem Land, in dem es keine defekten Lichtschalter gibt, keine kaputten Glühbirnen, keine tropfenden Wasserhähne, keine nervende Klospülung, keine minderwertigen Geräte, keine leeren

Benzintanks und so fort. Der Künstler darf sich nicht mit solchen Nichtigkeiten herumschlagen. Wenn man das Glück hat, aufgrund einer besonderen Begabung, sowie mittels einer künstlerischen Tätigkeit, der uninspirierten Realität entfliehen zu können, dann ist man einfach gesegnet.

Zuckermandl spürt zwei, drei Tage lang, dass ihn der Engel der Muse umschmeichelt und dass die Flügel der Inspiration ihn die Höhe heben wie einen Adler, den die Thermik vor den steilen Felswänden der Alpen mitreißt. Ohne Pause setzt er oft über Stunden hinweg die Arbeit an seinem Bild fort. Er fühlt sich leicht und beschwingt wie schon lange nicht mehr. Doch dann kommt der wahre Virtuose zur Tür hereingeschneit, der ehrenwerte Herr X, und brettet ihm wirklich aus dem Nichts eine Zaunlatte über den Schädel. Der Maler sinkt widerstandslos zu Boden und wie er da so liegt in der Horizontalen, breitet sich süßer Schlummer wie eine wohlige Decke über ihn aus. Als er danach zu sich kommt, brummt ihm der Kopf, der unsanfte Sturz hat ihm eine Beule beschert. Panik macht sich in ihm breit, wie nächtlicher Frost im Death Valley. Daraufhin konsultiert er erneut telefonisch den ärztlichen Dienst. Als er seinen Namen sagt und kleinlaut erklärt, dass seine Anfälle häufiger werden und er deswegen unbedingt eine Pflegerin begehrt, die ihm beim Aufstehen behilflich ist, falls er wieder stürzen sollte, wird die Dame am anderen Ende der Leitung etwas ungehalten. Zuckermandl erfährt, dass die Dame am Telefon auf den Bericht, den S. über ihn verfasste, in ihren Computer bereits Zugriff hat. Nur mit Mühe kann er sie nun davon überzeugen, dass er seinen Fehler bereut, S. schlecht und respektlos behandelt zu haben. Er beharrt darauf, dringend Hilfe von außen zu benötigen, um den Alltag bewältigen zu können. Es läge Eigen- sowie Fremdgefährdung vor. Das ist anscheinend das, was die Dame hören wollte. Der Kunstmaler spürt insgeheim, dass er sich die Frage verkneifen muss, ob man ihm nicht eine Pflegerin zuteilen könnte, die vom Wesen

her das genaue Gegenteil von S. sei. Nein, das darf er nicht bringen, er würde damit gewiss eine weitere Person aus dem Pflege-segment verstören. Vielmehr setzt ihm die Dame klar auseinander, dass es seine letzte Chance sei, überhaupt zu einer Pflegerin zu kommen. Wenn er diese wiederum verwirke, wie bei der hervorragenden S., dann werde ihm diese Unterstützung von Seiten der Kasse ersatzlos gestrichen. Der Maler gibt sich reumütig, zeigt sich einsichtig und verständig und er bedankt sich bei der Dame für ihre maßlose Geduld. Er bemerkt zu spät, dass sie bereits aufgelegt hat.

Am folgenden Tag steht er früher auf und wartet gespannt auf das Eintreffen der neuen Pflegerin. Er nimmt sich vor, sich von seiner besten Seite zu präsentieren. Sollte von ihm verlangt werden, den Fragenkatalog wie schon mit S. erneut abzuarbeiten, will er sich bereitwillig dieser Aufgabe hingeben. Als es um halb acht an der Wohnungstür läutet, stürmt er geradezu hektisch durch den Flur, um zu öffnen. Er zieht die Tür auf und vor ihn steht - er mag es nicht glauben! - S., in ihrer ganzen niederschmetternden Pracht.

„Sie haben es sich doch anders überlegt, Herr Zuckerkandl?“

An dem höhnischen Grinsen, welches ihn aus dem an sich versteinert wirkenden Gesicht von S. gleich einer Raubkatze entgegenspringt, erkennt er, dass er das Opfer der Rache dieser Frau werden soll. Anscheinend befindet sie sich bei ihrer Dienststelle in einer übergeordneten Position, die es ihr erlaubt, diesen Scherz mit Zuckerkandl zu machen. Denn etwas anderes als ein böartiger Scherz kann dieses unverhoffte Wiedersehen mit ihr nicht sein. Doch der Maler fühlt sich dadurch keineswegs in die Enge getrieben, lieber will er in seinem Atelier unbemerkt sterben, als sich in die Hände dieser Frau zu begeben. S. soll nie wieder über die Schwelle seiner Wohnung treten, jedenfalls nicht, solange er lebt. Für ihn verkörpert S. einen fleischgewordenen Tsunami.